Herzensirren.

Roman von Ormenos Sanoor.

(Fortsetzung.)

Muhme Pauscher räusperte sich energischer, und der Professor erwachte. „Entschuldigen Sie, liebe Frau," sagte er lächelnd, „ich hatte beinahe vergessen, weshalb ich gekommen bin. Ich suche eine Wirthschafterin an Stelle meiner Karen. Auf ihrem Sterbebette hat sie mich, kurz vor ihrem Tode, auf ihre Nichte, Fräulein Friederike Häusling, aufmerksam gemacht; wenn die junge Dame geneigt wäre — —"

„Natürlich! — natürlich!" rief Muhme Pauscher eifrig. „Das wäre in der That ausgezeichnet! Sie müssen wissen, daß ich lieber heute als morgen von hier fortzöge, Herr Professor; nur die Rücksicht auf die Nike hält mich noch hier zurück. Es fällt nämlich furchtbar schwer, etwas Passendes für sie zu finden, da sie doch nicht gerade als gewöhnliches Mädchen in Stellung gehen kann."

„Sie könnten sie mir also auch empfehlen?" fragte der Professor interessirt.

„Na und ob! Das Mädchen hat einfach gar keine Fehler, wenn sie auch manchmal ein bischen zu hoch für unsereins ist; aber das ist ein Familienfehler!"

„Was meinen Sie damit?" fragte Hanssen.

„Na, das Aparte!" erklärte die Pauscher. „Aber daran sind nur die Bücher vom alten Langermann selig schuld!"

„Die Bücher, — ach, ja!" sagte der Professor, „ich vermisse sie hier; wo sind die Bücher des Herrn Langermann hingekommen?"

„Die Nike hat ihre Kammer damit vollgepfropft!" versetzte die Frau eifrig. „Abends liest sie darin. Herrjemineh! Solche Bücher! Da ist auch nicht ein einziger vernünftiger Roman oder so was darunter! Keine halbe Seite könnte ich darin lesen!"

„Gehört Ihnen das Haus hier, Frau Pauscher?" fragte der Professor unvermittelt.

„Mir?" wiederholte sie. „Nein, das gehört der Nike von der Mutter her. Aber jetzt muß es verkauft werden; was soll das Mädchen damit? Aber nun wäre es wohl das Beste, wenn ich die Nike einmal riefe?"

„Ich bitte darum, Frau Pauscher," sagte der Professor zustimmend.

Die Alte verschwand. Wenige Minuten später trat Friederike Häusling über die Schwelle.

Der Professor sah auf den ersten Blick, daß Friederike ihrer Mutter in Vielem ähnelte; ihr Gesicht hatte dieselbe zarte Ovalform und die gleiche reine Farbe, wie das feine Antlitz der Verstorbenen. Sie hatte auch die hellen, braunen Augen und das glänzende weißblonde Haar ihrer Mutter geerbt. Aber sie war trotzdem eine ganz andere Erscheinung. Es war mehr Wesentliches an ihr; ihre kräftige, dabei anmuthige Figur, ihre gutgeformten, aber arbeitsharten Hände erinnerten an den Werktag, in dem ihr Leben wurzelte; sie sah weder hausbacken, noch kleinbürgerlich aus, aber mit einer Mondscheinprinzessin oder einer Sonnenfee konnte sie auch nicht verglichen werden. „Ich höre von Tante, daß Sie mich als Haushälterin zu engagiren wünschen," sagte sie, nachdem sie ein paar Sekunden vergeblich auf eine Anrede des Professors gewartet hatte, „ich bin gern bereit, die Stelle anzunehmen, und ich hoffe, meine Leistungen werden Ihren Ansprüchen genügen. Ich werde mir jedenfalls Mühe geben, Alles so zu machen, wie Sie es wünschen." Ihre Stimme klang klar und angenehm.

Gottfried Theodor Hanssen betrachtete das junge Mädchen mit steigendem Wohlgefallen. „Ich habe wenig Wünsche," sagte er; „Sie werden schon mit mir zufrieden sein, Fräulein Häusling; nur möchte ich, daß Sie bald kommen, — recht bald! — Können Sie das?" —

„Ich kann ganz gut schon heute kommen," erklärte das junge Mädchen sich bereit.

„Das freut mich!" sagte er lebhafter, als das sonst seine Gewohnheit war. „Die Sache wäre also abgemacht, nicht wahr?"

„Gewiß!" lautete die Antwort.

Der Professor nahm seinen Hut, um zu gehen. An der Thür stand er aber still; wie vorhin empfand er plötzlich das lebhafte Verlangen, noch einmal das kleine Blüthen-Eden hinter dem Hause zu sehen. „Ich möchte Ihren Garten sehen," sagte er kurz, und ohne eine Erlaubniß einzuholen, trat er in die dampferfüllte, kleine Küche und durch die offenstehende Thür in den Hof.

Der Langermann'sche Garten von ehemals war verschwunden; aus dem kleinen Blumenparadies war ein nüchternes Quadrat Gemüseland geworden; nur der Birnbaum stand noch, und an der Mauer wuchsen noch ein paar Zentifoliensträucher und Lilienstauden, wahrscheinlich Nachkömmlinge jener Rosen und Lilien, die in jener nie vergessenen Sommernacht ihren Duft verhauchten. „Barbarei!" murmelte der Professor grimmig vor sich hin und entfernte sich nach kurzem Gruß.

„Das ist mal ein Verrückter!" sagte Muhme Pauscher; „mit dem wirst Du noch Deine Last haben, Nike! Aber laß Dich's nicht verdrießen, die Stelle ist doch gut; wieviel Gehalt hast Du ausgemacht?"

„Darüber ist noch nicht gesprochen," sagte das Mädchen kurz; „er wird nicht daran gedacht haben, und ich auch nicht!"

Muhme Pauscher schüttelte den Kopf. „I, so was!" äußerte sie ihren Unwillen; „vergißt das Mädchen die Hauptsache! Du bist komisch, Nike, aber freilich, Du bist ja auch so 'ne halbe Gelehrte."

Der Professor begab sich unterdeß nach Hause, und zwar nach dem vorübergehenden Unwillen über die Veränderung in dem „Blumenparadies" seiner Jugend, mit der frohen Ueberzeugung, daß Karen eine gute Wahl für ihn getroffen habe, und daß ihm sein Haus nun bald wieder ein gemüthliches Heim sein würde.

Gottfried Theodor Hanssen's Familienhaus liegt mitten im Proletarierviertel der Stadt; in seiner anspruchsvollen Bauart und mit seinen weiten Raumverhältnissen sticht es wunderlich von dem eng gepferchten und gedrückten Kleinleben der benachbarten Gassen ab, in denen größtentheils Arbeiter, Handwerker und kleine Gewerbetreibende wohnen.

Die Laune eines Vorfahren hat gerade diesen Platz ausgesucht, um das prächtige Haus darauf hinzustellen. Er soll überhaupt ein sonderbarer Kauz gewesen sein, der Erbauer, Abraham Riese Hanssen, dabei ein Menschenfreund in des Wortes schönster und edelster Bedeutung. Schon seit beinahe zweihundert Jahren — er ist 1720 gestorben — ruht er in der Familiengruft auf dem Margarethenkirchhof; trotzdem lebt sein Andenken noch heute unter der Bevölkerung des „kleinen" Viertels. Eine Menge Geschichten, in denen der gute Abraham Riese Hanssen als Helfer der Bedrängten und großmüthiger Beschützer der Armen und der ungerecht Leidenden auftritt, haben sich von Enkel auf Enkel vererbt und werden noch heute erzählt. Schon bei seinen Lebzeiten hat er sich durch eine Menge großherziger Stiftungen zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken ein bleibendes Denkmal errichtet, und es geht die Sage, daß er ursprünglich auch das große Haus nach seinem Tode als Waisenhaus bestimmt habe, aber dann verheirathete er sich in hohem Alter noch, und da dieser späten Ehe noch ein Sohn und Erbe entsprossen, so war das Haus in der Familie verblieben.

Generationen sind seitdem über die Schwelle des alten Hauses ein- und ausgezogen, und die Familie ist pietätvoll und schönheitssinnig genug gewesen, um nie die geringste Veränderung an dem herrlichen alten Bauwerk vorzunehmen. So ist es in seiner ursprünglichen, alterthümlichen Schönheit erhalten geblieben.

Die Vorderseite der mächtigen Fenster ist überreich mit erkerartigen Ausbauen und kleinen Balkons verziert. Nach südlicher Art ist das Haus im Viereck gebaut und bildet in der Mitte einen Hof, um den herum unten ein arkadenartiger Säulengang und oben an dem ersten Stockwerk vorüber eine breite Galerie führt. Auch der eingemauerte Springbrunnen fehlt nicht; aber er stand jahrelang trocken; erst der Professor ließ ihn vor ein paar Jahren repariren und mit Wasser versorgen.

Im Hochsommer, wenn die Sonnenhitze den Aufenthalt im Garten unmöglich macht, ist dieser kühle, schattige Hof ein entzückendes Plätzchen. Da stehen in großen Kübeln prächtige Lorbeerbäume und Palmen unter den Arkaden, Kakteen von seltsamen Formen und seltsamen Formen und ausländische Blattpflanzen umgeben das Bassin des Springbrunnens, dessen Fluth in eintönigem Rhythmus auf- und niederrauscht. Um die Säulen schlingen sich üppige Gewinde brennend rother Kapuzinerkresse, blauer und weißer Klematis und süß duftenden Kaprifoliums. Inwendig ist das Haus ebenso behaglich wie komfortabel eingerichtet. Eine Menge Räume aller Größen sind darin vorhanden, saalartige Gemächer, luftige, freundliche, helle Zimmer und kleine trauliche Räume mit lauschigen Erkerplätzen und malerischen Butzenscheiben in den Fenstern. Das Familienhaus des Professors Gottfried Theodor Hanssen ist ein Juwel in seiner Art, und man konnte es den heirathslustigen und heirathsfähigen Damen der Stadt kaum verargen, wenn der Wunsch, darin als Herrin zu walten, mindestens ebenso lebhaft in ihnen war, wie das Verlangen danach, als Gattin des Gelehrten dessen Professortitel zu theilen. Dem Hause fehlte thatsächlich nichts als die Hausfrau. In der seit Karen's Tode verflossenen Zeit hatte sich der Professor diese Wahrheit seufzend eingestehen müssen; aber nun wurde es anders.

Friederike Häusling trat schon am selben Tage ihre neue Stellung an, und alsbald wehte ein neuer Geist des Behagens durch die Räume. Das junge Mädchen fand sich merkwürdig rasch in ihren Pflichten zurecht und lebte sich in das ganze Hauswesen ein; unter ihren Händen ordneten sich alle Dinge wie von selber.

Schon am nächsten Morgen verbesserte sich die Laune des Hausherrn, als er, in das Speisezimmer tretend, das junge Mädchen im schlichten, hellen Hauskleide mit sauberem weißem Latzschürzchen am gedeckten Frühstückstisch hantirend fand. Das Zimmer war hell, und angenehm durchwärmt von der Morgensonne, deren Licht in dem funkelnden Silbergeschirr gleißte; ein Strauß frisch geschnittener, noch thaufeuchter Syringen stand auf dem Tische. Nirgends mehr war auf den blankgebohnten Flächen der Möbel, sowie auf den vielen antiken und modernen Kunst- und Nippesgegenständen auch nur ein Stäubchen zu sehen

Friederike erwiderte freundlich den Gruß des Hausherrn. „Darf ich Ihnen einschenken, Herr Professor?" fragte sie.

Der Professor nickte. „Ich bitte!" erwiderte er in einem Tone, wie er sonst nie sprach, „und dann holen Sie auch sich flink Tasse und Teller, Fräulein Friederike; Sie werden in Zukunft immer mit mir am Tische essen und trinken. Ich bin es müde, meine Mahlzeiten allein einzunehmen!"

„Wenn Sie es wünschen, — gewiß, gern!" antwortete Friederike freudig.

In der nächsten Minute war sie wieder da und setzte sich ihrem Gebieter gegenüber.

Dem Herrn Professor war seit vielen Jahren nicht so wohl gewesen, als bei diesem Frühstück, das er in Gesellschaft seiner neuen jugendlichen Hausgenossin einnahm. Er mußte sie immer ansehen. Wie sie so dasaß mit ihrem jungen, frischen, heiteren Gesicht, war sie eine Verkörperung des Frühlingstages, der draußen über der Erde glänzte. Es freute ihn ordentlich, zu beobachten, wie gut es ihr schmeckte und wie appetitliche Manieren sie hatte. Und wie nett sie zu plaudern verstand, unbefangen und doch bescheiden und taktvoll. Nicht das geringste an ihr erinnerte an Muhme Pauscher's Waschküche, in der sie doch manches Jahr ihres jungen Lebens verbracht hatte. „Die Alte hat recht, es liegt in der Familie!" dachte der Professor. „Gerade so und nicht anders konnte ich mir Eusebius Langermann's Enkelin und Angelika's Töchterchen denken."

„Warum heißen Sie nur Friederike?" fragte er plötzlich aus seinen Gedanken heraus.

„Ich entsinne mich, daß die Mutter einmal sagte, sie hätte mich so nach einem Jugendfreund genannt. Ich glaube auch kaum, daß in unserer Familie Friedrichs und Friederiken existiren. Uebrigens riefen mich die Eltern früher Frieda!"

Hanssen sah nachdenklich vor sich nieder; er zweifelte in diesem Augenblick nicht, nach wem Angelika ihr Kind Frieda getauft hatte, u. die Erkenntniß, wie treu die ehemalige Geliebte sein Andenken bewahrt hatte, erfüllte ihn mit Rührung und Beschämung. „Frieda! — Fräulein Frieda!" sagte er, „so werde auch ich Sie künftig nennen; ich habe Ihren Großvater und Ihre Mutter gut gekannt. Es gab eine Zeit, in der ich täglicher Gast in dem Häuschen in der Rosengasse war. Hat Ihre Mutter mit Ihnen nie davon gesprochen?"

Friederike schüttelte den Kopf. „Nicht, daß ich wüßte", erwiderte sie. „Ich war ja auch erst kaum zehn Jahre, als sie starb. Ich bin früh Waise geworden", fügte sie leiser hinzu, „und wenn ich es auch so weit ganz gut bei Muhme Pauscher hatte, sie konnte mir doch nicht die Mutter ersetzen, und so recht heimisch habe ich mich seit dem Tode meiner Mutter nicht mehr in unserem Häuschen gefühlt." Sie stockte; ihre hellen Augen trübten sich, und um ihren hübschen Mund zuckte es schmerzlich.

„Ich hoffe, mein Haus wird Ihnen das fehlende Heim ersetzen", sagte der Professor ernst. „Ich mache mir schwere Vorwürfe, sagte der Professor ernst. „Ich mache mir schwere Vorwürfe, daß ich mich nicht schon früher nach den Angehörigen der lieben Freunde aus meiner Jugendzeit umgesehen habe. Aber Sie glauben nicht, wie schwerfällig man wird, wenn man, wie ich, jahrelang nur für seine Studien lebt. Hoffentlich wird es Ihnen nicht zu einsam bei mir werden."

Friederike schüttelte das blonde Köpfchen. „Einsam?" wiederholte sie. „Wieso? — Ich denke, in dem großen Hause giebt es allezeit zu thun, und mir ist nie wohler als bei der Arbeit."

„Aber Sie werden doch nicht immer arbeiten wollen!" entgegnete Hanssen; „Sie müssen täglich einen Spaziergang machen, und wenn Sie in Ihren freien Stunden gern lesen, so steht Ihnen meine ganze Bibliothek zur Verfügung."

„Danke, diese Erlaubniß werde ich nur zu gern benutzen", antwortete sie mit aufleuchtendem Blick.

Der Professor hielt ihr zum zweitenmal seine Tasse zum Einschenken hin; es machte ihm Vergnügen, dabei auf die kleinen, flinken Hände zu sehen, denen die röthliche Arbeitsfarbe nicht das mindeste von ihrer Anmuth nahm.

In der alterthümlichen Thor-Einfahrt des Hauses nach der Straße zu hielt in diesem Moment ein Wagen, dem eine ältere, schwarzgekleidete Dame entstieg. Es war Frau Senator Wedekamp, eine Stiefschwester des alten Raths Hanssen.

Die Dame mochte in der Mitte der fünfziger Jahre stehen, ihr Haar war aber schon ganz weiß. Ihre regelmäßigen, strengen Gesichtszüge redeten von einstiger großer Schönheit, und ihre Haltung war die einer Fürstin. Jedenfalls war sie eine Erscheinung, die nicht leicht übersehen wurde. Früher hatte sie wenig im Hause ihres Stiefbruders verkehrt. Sie hatte sich nie mit ihrer Schwägerin, der verstorbenen Räthin zurechtfinden können, und nach deren Tode genirte Karen's brüske Art sie bei ihren gelegentlichen Besuchen dermaßen, daß sie es vorzog, diese auch ferner auf ein Minimum zu beschränken. Frau Senator Wedekamp war zwar weder eine furchtsame, noch übertrieben empfindliche Natur; aber der alte Hausdrache ihres Neffen hatte eine Manier, Grobheiten mit Malicen und anzüglichen Bemerkungen zu verbrämen, die ihr in der Seele zuwider war, und der sie deshalb lieber aus dem Wege ging. Erst nachdem auch Karen das Feld geräumt hatte, kam sie öfters, um, wie sie sagte, ihre Verwandtenpflichten zu erfüllen und in dem verwaisten Haushalt etwas „nach dem Rechten" zu sehen.

Zuweilen, wie auch heute, kehrte die Frau Senator schon früh Morgens, wenn sie nach ihrer vor der Stadt belegenen Fabrik hinausfuhr, bei ihrem Neffen ein, um ein halbes Stündchen mit ihm zu plaudern und ihm dabei mit allerhand guten Rathschlägen zu regaliren. Sie nickte dem Bärbelchen, das die Thür aufmachte, einen hochmüthigen Gruß zu. „Der Herr Professor im Arbeitszimmer?" fragte sie sehr von oben herab.

„Noch beim Frühstück im Verandazimmer," erwiderte das Mädchen mit einem Knicks.

Die Senatorin machte eine abwehrende Handbewegung, als das Bärbele sich anschickte, voranzueilen. „Bleib bei Deiner Arbeit," sagte sie, „ich brauche nicht angemeldet zu werden!" Sie schritt langsam durch den Korridor, der in einen großen, vornehm angelegten Treppenplatz mündete.

Ein paar Sekunden lang blieb die stolze Frau stehen; ihre Brust hob plötzlich unter einem tiefen Athemzug, der beinahe wie ein Seufzer klang, während ein trüber, verschleierter Blick ihre Umgebung streifte. Geradeaus öffnete sich die Flucht der beiden Treppen mit ihren kostbar geschnitzten Geländern und den tiefrothen, von blanken Messingstäben gehaltenen Smyrnaläufern. Die glitzernhelle Fläche eines mächtigen venetianischen Spiegels bedeckte die Hauptwand und wurde zu beiden Seiten flankirt von mannshohen Kandelabern; in den Nischen standen alterthümliche Truhen, und links von der Treppe theilte ein schwerer, gewirkter Vorhang den Platz in zwei Theile.

Frau Wedekamp konnte niemals ein Gefühl des Unbehagens unterdrücken, wenn sie in dem Hause weilte, in dem sie selbst einen Theil ihrer Jugend verlebt hatte. Es war nach ihrer Meinung eine sündhafte Ironie des Schicksals, daß das herrliche alte Familienhaus dem unverbesserlichen Hagestolz in die Hände fiel, — das prächtige Haus und das große Vermögen dazu, das ihr Neffe mit seinen Gelehrtenmucken und in seiner Junggesellenanspruchslosigkeit weder richtig zu würdigen, noch zu verwerthen wußte. Ihr Vater war schon hoch bejahrt gewesen, als er die zweite Ehe geschlossen, aus der sie mit zwei noch jüngeren Schwestern hervorgegangen war. Nach seinem Tode kam, der Familientradition gemäß, das Haus an den einzigen Sohn erster Ehe, der beinahe ebenso alt wie seine Stiefmutter war und der kurz vorher geheirathet hatte. Die verwittwete Stiefmutter zog mit ihren drei Mädchen dann in eine andere Wohnung.

Frau Wedekamp war die mittlere der drei Schwestern; sie hatte in der Heirath mit dem Fabrikbesitzer Wedekamp eine sogenannte gute Partie gemacht, und man hielt sie allgemein für sehr wohlhabend, ja, sogar für sehr reich, es gab ihr doch allemal einen kleinen Stich, wenn sie im Hause ihres Neffen umherging, wo der Eindruck des gediegenen Reichthums, der sich in jeder Einzelheit bemerkbar machte, auf sie einwirkte, sie wußte selber nur zu gut, aus welchem Grunde. Sie seufzte noch einmal recht nachdenklich im Weitergehen.

Da — wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es sie, und sie blieb vor der Thür des Verandazimmers betroffen stehen. Was war denn das? Sie hörte mehrere Stimmen, — eine ihr unbekannte weibliche Stimme?

Sie mußte sich gewaltsam aufraffen; dann klopfte sie an und trat ein. „Schön guten Morgen!" sagte sie mit Betonung. „Ah, Pardon! — Ich störe doch nicht? Du hast Besuch, wie ich sehe, Gottfried!" Sie hatte eine etwas gedehnte Art zu sprechen; in ihren Zügen sah man nie, selbst nicht bei der heftigsten Gemüthserregung, eine Veränderung, aber in dem Blick, mit dem sie Friederike musterte, war dennoch etwas Aufgeregtes.

„Guten Morgen, Tante Auguste!" sagte der Professor gutgelaunt. „Besuch? Nein! Das ist meine Hausgenossin, meine neue Hausdame, Fräulein Friederike Häusling; wenn Du Dich ein bischen bei uns aufhältst, wirst Du finden, daß wieder eine neue Luft im Hause weht."

„Das spüre ich schon!" erwiderte die Senatorin; es war schwer zu unterscheiden, ob der trockene Ton ernsthaft oder ironisch zu nehmen sei.

Die anmuthige Verneigung des jungen Mädchens wurde von der Frau Senator mit einem steifen Kopfnicken erwidert.

Friederike mochte empfinden, daß ihre Anwesenheit der Senatorin nicht gerade erwünscht sei; deshalb räumte sie Tassen und Teller auf ein Tablett und verließ damit das Zimmer.

„Wie kommst Du auf einmal zu dieser Haushälterin?" richtete Frau Wedekamp, sobald das geschehen war, an ihren Neffen die Frage.

„Karen hatte sie mir vor ihrem Tode bereits als ihre Nachfolgerin vorgeschlagen und empfohlen; findest Du sie nicht auch allerliebst?"

„Hm!" machte die Dame würdevoll; „ich finde sie zu jung und zu hübsch für die Stellung hier im Hause!"

„Zu jung und zu hübsch?" wiederholte Hanssen. „Ei was! Jugend und Schönheit sind doch keine Fehler."

„In diesem Falle doch!" sagte die Senatorin, indem sie langsam ihre seidenen Handschuhe abstreifte. „Du bist, nimm mir das nicht übel, Gottfried, wirklich naiv in dieser Hinsicht. Ich weiß übrigens nicht, was ich von dem jungen Mädchen denken soll; sie hat jedenfalls viel Muth; jede andere anständige junge Dame würde sich zehnmal besinnen, ehe sie zu einem unverheiratheten Manne als Haushälterin ins Haus zieht. Man weiß, wie die Leute in solchen Fällen urtheilen. Freilich ist sie wohl eigentlich, wie es auch Karen gewesen, nur ein besseres Dienstmädchen!"

„Durchaus nicht!" sagte der Professor entrüstet; „sie hat mehr Takt und Herzensbildung als manche junge Dame aus den sogenannten besseren Familien. Und das übrige ist geradezu lächerlich! Ich mit meinen grauen Haaren—"

„Nun, nun! ege Dich nur nicht auf, Herr Neffe!" Die Senatorin lächelte ein wenig und fuhr fort: „Ich will Deinem Schützling ja gar nicht zu nahe treten. Alle Achtung vor Deinem grauen Haupte; aber ich meine doch, Du thätest klüger daran, Dir das junge Ding nicht allzusehr zu verwöhnen. Ich sehe, sie frühstückt mit Dir am Tische. Ich will Dich natürlich nicht korrigiren, Du mußt selber wissen, was Du willst, aber es thut meistens nicht gut, sich mit diesen Leuten auf vertraulichen Fuß zu stellen; sie wissen später nicht mehr die richtige Grenze innezuhalten. Und ob Du's wahr haben willst oder nicht, die Welt ist nur zu rasch mit einem bösen Wort bei der Hand, wenn sie zwischen Herrn und Dienerin eine Vertraulichkeit wittert."

„O, darum sorge ich mich nicht!" versetzte Hanssen kurz. „Die Welt soll mich in meinen vier Pfählen ungeschoren lassen. Mit dieser „Welt", Du meinst doch die der Lästermäuler und Klatschbasen, habe ich nichts zu schaffen. Fräulein Frieda wird immer mit mir zusammen speisen. Warum? Nun, es macht mir Vergnügen, ihr junges, hübsches, freundliches Gesicht vor mir zu sehen und mit ihr zu plaudern. Ist das etwas Schlimmes?"

„Durchaus nicht!" gab die Frau Senatorin gnädig zu; „aber Du könntest noch etwas Besseres in der Art haben. Du solltest heirathen, Gottfried.

„Heirathen? Nein, dazu bin ich denn doch zu alt! Das Thema ist erschöpft! Punktum, streu' Sand drüber!" Sie lachten Beide bei der Erinnerung an diese Redeweise der alten Karen.

„Aber warum setzest Du Dich nicht, Tante?" suchte der Professor das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„Ich möchte Dich ein paar Minuten ganz ungestört sprechen," antwortete die Tante; „hast Du die für mich übrig?"

„Selbstverständlich!" rief Hanssen, wir können in mein Arbeitszimmer gehen, wenn's Dir recht ist. Bitte!" Er stieß die Flügelthür, die in das Nebenzimmer führte, zurück und ließ die Senatorin eintreten. Hierauf folgte er ihr und zog die Thür hinter sich zu.

Ein vielstimmiges Vogelgezwitscher empfing die Eintretenden. In einer riesigen Voliere, die im Lichte der beiden großen Doppelfenster stand, trillerten und jubelten hunderte kleiner, bunter, ausländischer Natursänger. Man mußte sich erst an das Konzert gewöhnen, bevor man seine eigene Stimme hören und verstehen konnte.

Den Professor störte das nicht; im Gegentheil, die kleinen lustigen Vogelstimmen waren ihm unentbehrlich; er konnte eigentlich nur arbeiten, wenn er er hörte, aber er wußte wohl, daß man sich nicht gut bei einem Geräusch unterhalten konnte. Ein Ruck an der Vorhangschnur und die bunte Schaar war verhüllt, das Konzert verstummte.

Frau Wedekamp nahm in einem Armsessel Platz. Sie schien sehr erhitzt, denn sie ließ ihren Spitzenumhang von den Schultern sinken und fuhr sich ein paarmal mit dem Taschentuch über die leicht geröthete Stirn. „Ich habe Nachricht von Felix," hob sie an, „er kommt morgen nach Hause und wird natürlich dann ganz hier bleiben."

Der Professor nickte zustimmend. „Das freut mich für Dich, Tante!" sagte er. „Hoffentlich nimmt er Dir die Last des Geschäftes ganz von den Schultern."

„Ja, hoffentlich," erwiderte sie; „er wird sich allerdings erst einarbeiten müssen; darüber wird immerhin einige Zeit vergehen."

Der Professor antwortete nicht.

„Wir haben in den letzten Jahren mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt," fuhr Frau Wedekamp fort. „Verluste, ungünstige Konjunkturen, Konkurrenz, und Gott weiß, was sonst noch, wirkte zusammen. Genug, ich habe mich tapfer wehren müssen, um immer den Kopf oben zu behalten."

Der Professor nickte wieder. „Ich weiß, Tante," versetzte er; „ich meine, Felix hätte Dir schon eher eine Stütze sein müssen; alt genug ist er doch nun nachgerade, um den Ernst des Lebens begreifen zu können. Außerdem ist es doch schließlich sein eigenes Geschäft, dem er sich zu widmen hat!"

„Ich hoffe, er wird draußen Manches gelernt und gesehen haben, was er in der Zukunft verwerthen kann. Wir beabsichtigen große baulichen Veränderungen an der Fabrik vorzunehmen, auch im Betrieb wird vieles anders. Wir werden demnächst einen neuen Malzkaffee auf den Markt bringen und einen flüssigen Kaffee-Extrakt, der, weit billiger als der Bohnenkaffee, diesen nicht nur ersetzt, sondern auch weit einfacher zu bereiten ist. Ich hoffe, wir werden ein großes Geschäft damit machen. Das wäre freilich auch nothwendig. Die Sache kostet nämlich ein Heidengeld."

Sie machte wieder eine kleine Kunstpause, bevor sie weiter sprach: „Die Konkurrenz ist das Unglück und die Ursache des wirthschaftlichen Niederganges heutzutage, die scheußliche, ungesunde Konkurrenz! Was muß man heute alles aufbieten, um damit Schritt zu halten. Früher kannte man weit über unsere Provinz hinaus keine Cichorien als die von Wedekamp Söhne. Die Päckchen waren einfach in rothes Papier gewickelt, und damit waren wir fertig. Komm jetzt aber! Zuerst kam die Bildergeschichte, das ließ man allenfalls passiren, aber einmal dazu gebracht, werden die Kinder und Kunden nun jeden Tag anspruchsvoller. Heute beansprucht man anstatt der billigen Glanzbildchen ganze Serien künstlerisch ausgeführter Bilder als Zugabe. Und nicht genug damit, man giebt Messer, Gabel, Löffel, Servietten, Handtücher, kurz, einen ganzen Hausrath drein, und an Stelle des rothen Papiers sind Gläser, Tassen, Gewürztönnchen getreten. Einige Firmen bewilligen sogar komplete Kaffee- und Eß-Service bei Abnahme von hundert Päckchen Cichorien und wenn das so fortgeht, wird es am Ende noch so weit kommen, daß man schließlich Gutscheine auf ganze Wohnungs-Einrichtungen giebt, die sich sorgsame Hausfrauen und Köchinnen im Laufe der Zeit aufsparen und schließlich einfordern können. Das sind schlimme, ungesunde Verhältnisse! Aber was will man machen? Da giebt es nichts weiter, als einfach aufhören oder mitgehen!"

Frau Wedekamp schwieg wieder eine Minute. Der Professor erwiderte noch immer nichts.

„Du hast uns in der letzten Zeit einige Hypotheken gegeben", hob die Senatorin von Neuem an. „Wir waren ja leider genöthigt, Summen aufzunehmen. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich Dir dadurch gerade nicht; Du kannst Dein Geld nicht sicherer und rentabler unterbringen als bei uns, und ich hätte überhaupt mehr Kapitalien bekommen können, als ich brauchte, aber man läßt nicht gern fremde Leute in die Verhältnisse blicken. Deshalb komme ich auch heute mit einer Bitte zu Dir. Ich habe übermorgen einen Wechsel von sechstausend Mark einzulösen, und ich bin gerade jetzt schlecht bei Kasse; ich wollte Dich bitten, mir die Summe auf drei oder vier Wochen zu leihen."

Sie hatte ein rasches Ja ihres Neffen erwartet, aber sie täuschte sich.

Der Professor war kein Zahlenmensch, aber seine Vorfahren waren alle Handelsherren und gute Rechner gewesen, und ein schwacher Reflex der kaufmännischen Tugenden und Eigenschaften seiner Familie war auch auf ihm haften geblieben, freilich nur in Gestalt einer vernünftigen Vorsicht und einer weisen Sparsamkeit in Geldsachen. Bei all seiner übrigen Unkenntniß praktischer Dinge hätte er es übrigens nie fertig gebracht, eine größere Geldsumme leichtfertig hinzugeben, ohne zu wissen, weshalb und warum und zu welchem oder wessen Nutzen.

Es war richtig, daß er den Wedekamps einige Hypotheken gegeben hatte, aber diese bezifferten sich bereits hoch in die Tausende. Und wenn er auch keinen Augenblick zögerte, der Tante Senator das erbetene Darlehn von ein paar weiteren Tausend Mark zu bewilligen, so fand er es doch richtig, bei dieser Gelegenheit ein paar ernste Worte über ihre Verhältnisse einfließen zu lassen.

„Du besinnst Dich?" fuhr Frau Wedekamp auf. „Ja, wenn Du nicht willst, gehe ich natürlich eine Thür weiter; ich meinte nur, Du als Verwandter — —"

„Ich besinne mich nicht wegen des Darlehns!" unterbrach der Professor sie. „Ich möchte Dich nur auf dies und jenes aufmerksam machen, Tante Auguste. Du klagst über schlechte Zeiten. In Wahrheit sind weder Konjunkturen, noch Konkurrenz schuld daran, wenn Du von Jahr zu Jahr mit schweren pekuniären Sorgen zu kämpfen hast. Daran ist vor allem die unsinnige Geldvergeudung Deines Felix schuld! Zufällig habe ich erfahren, wie er draußen lebt, und ohne Dich kränken zu wollen, kann ich Dir nur sagen, daß ich bis jetzt keine Ursache gehabt habe, auf diesen Vetter stolz zu sein. Felix lebt in Berlin und Wien und Paris nicht wie der Sohn einer wohlhabenden, achtbaren Bürgerfamilie, sondern wie ein leichtsinniger Thunichtgut, — wie ein richtiger Verschwender! Wüste Gelage, die sich über die ganzen Nächte ausdehnen, Verhältnisse mit den luxuriösesten Ansprüchen, Hazards, Umgang mit zweifelhaften Persönlichkeiten; das sind alles Sachen, Geschichten, die nicht in den Rahmen des Lebens eines anständigen jungen Mannes gehören, die aber anscheinend zu Felix' Lebensbedingungen zählen. Besonders das Spiel! Du weißt jedenfalls besser noch als ich, was die Spielleidenschaft für einen Geschäftsmann bedeutet — Ruin, — Untergang!" —

(Fortsetzung folgt.)

Werthlos.

Baron: „Hoffentlich werden Sie sich nicht weigern, mir die 1000 Mark zu leihen, mein alter Name bürgt Ihnen."

Geldverleiher: „Bedauere, auf alte Sachen leihe ich prinzipiell nichts."